

Seifenblasen sind auch nur fliegende Löcher

"Noch ein Bier." Der grosse, mächtige Typ hinter dem Tresen runzelt die Stirn. "Hattest wohl 'nen harten Tag?" Ich blicke nicht auf. Rhetorische Fragen beantworte ich aus Prinzip nicht. Ich spüre die Augen des Barkeepers auf mir ruhen, doch er stellt mir stumm ein weiteres Bier vor die Nase. Verständnis. Oder Gewohnheit. Ich trinke weiter. Eigentlich ist mir nach etwas härterem zu Mute, aber ich brauche erst eine solide Bier-Grundlage. Vor vielen Jahren habe ich festgestellt, dass mein Magen mit dieser Abfolge besser zurecht kommt. Das Konzept muss sich in mein Unterbewusstsein gemeisselt haben, denn längst hat an diesem Abend die Routine meinen Körper übernommen. Erst jetzt taut mein Gehirn langsam wieder auf und lässt erste Gedanken zu. Wo bin ich überhaupt? Ich erwache aus meiner Starre und sehe mich zum ersten Mal seit meiner Ankunft in der Bar um. Sie ist halbleer und ich kann mich nicht erinnern sie schon einmal besucht zu haben. Es ist weder eine dieser typischen Szene-Bars, noch eine heruntergekommene Spelunke, sondern einfach ein völlig normales Trinkhaus, in denen nicht mal die Polizei ab und zu vorbei schaut, um mit sanfter Gewalt aufmüpfige Stadtoriginale auf eine Reise ins Revier einzuladen. Warum bin ich ausgerechnet hier gelandet? Ich kann mich nicht an den Weg erinnern, den ich zurückgelegt habe. Die Umgebung habe ich überhaupt nicht wahrgenommen. Meine Beine liefen wie auf Autopilot und meine Erinnerungen an den heutigen Tag sind wie weggeblasen. Es ist eine dieser Situationen, in denen man sich über sich selbst wundert und das eigene Fleisch zum Fremdkörper wird. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich das Gefühl, völlig die Kontrolle über mich selbst verloren zu haben.

"Einen doppelten Whisky." Der Barkeeper verzichtet auf einen erneuten Small-Talk-Versuch. Ich trinke sofort aus und bestelle nach. Zwei grosse Männer, in lange Mäntel gehüllt, betreten die Bar. Ich erkenne sie als Stefan und Herbert, zwei Deutsche Freunde von Andrea. Da wird mir plötzlich klar, dass ich nicht zum ersten Mal in diesem Laden sitze. Ich wende instinktiv mein Gesicht ab, um von den beiden Männern nicht erkannt zu werden. Sie setzen sich an einen weit entfernten Tisch, ohne Sichtkontakt. Vor Jahren hat es mich in einer wilden Nacht schon einmal hierhin getrieben. Besser gesagt, Andrea hat mich hierhin getrieben. Ich hatte sie auf einer dieser Steh-Partys kennen gelernt. Und so stand ich eben bald auf Andrea. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ihre zierliche Gestalt, die doch durchaus weiblich war, ihr aber diese zerbrechliche Vergänglichkeit verlieh, faszinierte mich sofort. Sie war unerhört schön. Ihr langes braunes Haar fiel ihr elegant über die grazilen Schultern und ihre vollen Lippen wurden nur noch von ihrem Lächeln überstrahlt. Ich weiss nicht mehr, wie ich es geschafft habe, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Wahrscheinlich war es mein nicht zu übersehender Blick, der unaufhörlich an ihr klebte. Warum sie jedoch aus den kollektiv auf sie gerichteten, männlichen Augenpaaren genau meine auserwählte, um sich in ihnen zu verlieren, blieb mir stets ein Rätsel. Nicht, dass ich schlecht aussah. Ich war gut gebaut und konnte mit Frauen umgehen. Aber sie, sie spielte nicht einfach in einer anderen Liga als ich, sie spielte eine ganz andere Sportart. An jenem Abend hat sie mich zum glücklichsten Menschen auf dem Planeten gemacht, denn zu meiner unendlichen Verwunderung stiessen meine überwältigenden Gefühle nicht auf eine kühle Wand aus Abneigung und Ignoranz. Wir unterhielten uns lange und kamen uns immer näher. Mit Stefan und Herbert zogen wir weiter von Club zu Club und stiessen schon bald, mit immer stärkeren Getränken, auf uns an. Irgendwann landeten wir alleine in dieser Bar und fielen, endlich unbeobachtet, übereinander her. Seit diesem Tag waren wir ein Paar. Die Bar haben wir jedoch, trotz häufiger, von nostalgischen Gefühlen angestachelter Suche, nie mehr gefunden. Zu betrunken waren wir gewesen. Zu trübe die von Liebesdampf und Leidenschaft umwaberten Erinnerungen. Es war uns immer ein wenig peinlich gewesen, unseren ersten Kuss nicht mehr orten zu können. Eine klaffende Lücke auf der gemeinsamen Erinnerungskarte. Ich kann kaum glauben, dass mein Unterbewusstsein mich nun hierher geführt hat. Und wieder ist es da, dieses ungläubige Staunen über den eigenen Geist.

"Whisky", sage ich und der Grosse füllt nach. So langsam haben wir uns eingespielt. Andrea hätte es gehasst, wenn ich in ihrer Gegenwart so verschlossen gewesen wäre. Sie hasste nicht viel an mir, aber Geheimnistuerei konnte sie nicht ausstehen. Am Anfang unserer Beziehung hatte ich auch keine Geheimnisse gehabt. Ich erzählte ihr alles. Sie war alles. Mein Leben drehte sich nur noch um sie, denn mir war klar, dass sie nicht einfach nur ein guter Fang war, sie war der alles überstrahlende Hauptgewinn. Der eine Glücksfall, von welchem man auch als Rentner noch gerne erzählt und dabei dieses Feuer in sich spürt, das durch die eigenen Augen die Zuhörer befällt. Ich war wunschlos glücklich. Ich verbrachte möglichst jede freie Minute mit ihr, so dass ich kaum mehr Zeit für meine Freunde fand und da die Kreise, in denen wir uns bewegten, gänzlich verschieden waren, übernahm ich kurzerhand ihre Freunde. Egal wie wenig Kontakt ich mit Leuten hatte, die nicht ihr süßes Gesicht trugen, gab es keine Zeit in meinem Leben, in der das Wort Einsamkeit ferner schien. Dann wurde ich plötzlich befördert. Ich war völlig aus dem Häuschen. Es schien, als hätte Andrea meiner müden Fortuna neue Flügel geschenkt. Das BWL-Studium hatte sich endlich ausgezahlt. Ich hatte nie schlecht verdient, aber auch alles andere als gut. Doch auf einmal musste ich überhaupt nicht mehr aufs Geld achten. Ich führte Andrea in exklusive Restaurants, schenkte ihr teure Taschen von den bekanntesten Designern, las ihr jeden Wunsch von den verführerischen Lippen ab. Bald zogen wir in eine grosse Wohnung, die sie gänzlich einrichtete. Ich fand den Stil grausam, doch ich wollte nicht mit ihr streiten. Nicht, dass ich generell nicht gern gestritten hätte. Ich mochte wilde Diskussionen schon immer und war ein Meister in Sticheleien. Doch mit Andrea zu streiten führte unweigerlich dazu, dass sich ihre grossen Augen mit Wasser füllten und ich mich in Entschuldigungen und tröstende Gesten flüchten musste. Bei unserem ersten Streit, stand sie plötzlich mit feuchten, glasigen Augen im Türrahmen und zitterte am ganzen Körper. Ein Anblick, der mich zusammen zucken liess. Selbst so verloren, trug sie noch diese unverwechselbare, wenn auch tragische Anmut. Es ging um etwas, das ich für völlig belanglos hielt, um so stärker verunsicherte mich ihre starke Reaktion. Seit damals war ich Konfrontationen mit ihr immer aus dem Weg gegangen.

Mein Blick verharrt auf meinem Glas. Ich murmele etwas vor mich hin. Die Flasche erscheint und verschüttet ihr goldenes Nass über mich. Ich rudere umher und kämpfe gegen meine eigenen Bewegungen. Andrea hätte mich wohl ausgelacht, wenn sie mich so gesehen hätte. Sie liebte es zu lachen, vor allem über meine Witze. Und ich liebte es, wenn sich ihr Mund nach oben wölbte und ihre makellosen Zähne offenbarte. Früher war sie die Fröhlichkeit in Person gewesen und so ansteckend wie die Schweinegrippe in ihrer Blütezeit. Eine Schande, dass sich ihre Mundwinkel mit den Jahren immer weiter nach unten zogen, als wäre ein schlecht gelaunter Puppenspieler mit durchsichtigen Fäden an ihrer Mimik beteiligt. Früher zauberte alles ein Lächeln auf ihr Gesicht. Unsere Wohnung, ihre Freunde, ihr Job. Sie arbeitete in einer grossen Firma in der Marketingabteilung. Sie liebte ihren Job. 80 Prozent, beliebte sie zu sagen, sei die perfekte Auslastung für sie. Drei Tage Wochenende steigere das Wohlbefinden um ein Vielfaches. Sie könne sich so kreativ ausleben, einfach alles raus lassen, wirklich etwas erschaffen, hatte sie gemeint, und so gar nicht zu arbeiten wäre ja auch nicht das Wahre. Irgendeine Beschäftigung brauche schliesslich jeder. Doch als das Geld floss, meine Karriere plötzlich in den Himmel schoss, konnte man zusehen, wie sich ihre Ansichten immer weiter verbogen. Es reiche doch, wenn sie 50 Prozent arbeite. Drei Tage in der Woche, dann habe sie auch mehr Zeit für uns. Für uns. Ich arbeitete unterdessen immer mehr und hatte ihren Anteil längst kompensiert. Finanziell sowieso. Meine Arbeit hatte einen völlig neuen Stellenwert bekommen. Der Rubel rollte. Erfolg war kein Fremdwort mehr, sondern Alltag. Als Andrea mich am Tag unseres Kennenlernens fragte, was ich berufliche so triebe, habe ich das geantwortet, was ich bis anhin immer auf diese Frage geantwortet hatte: "Bank". Mehr Begründung brauchte meistens keiner der Fragenden und wenn doch, antwortete ich gewöhnlich nochmals mit "Bank". Das wurde meistens als schräger Humor aufgefasst, in Wahrheit hatte ich einfach keine Lust über meine Arbeit zu sprechen. Zu langweilig, zu aussichtslos schien mein Job und ich hatte immer das Gefühl, dass es wichtigere Dinge im Leben gäbe. Doch meine Karriere drückte sich gewaltsam in den Mittelpunkt. Mein Chef kam zu mir ins Büro, das heisst zu meinem Platz im Grossraumbüro, und meinte ich hätte mich bewährt. Meine Zeit für höhere Aufgaben sei gekommen. Und unversehens sass ich in meinem eigenen Büro. Seit diesem Tag antwortete ich auf die Frage, was ich denn so

beruflich tue, stets mit: "ich arbeite in einer grossen Bank", liess Platz für eine interessenweckende Pause und fügte vielsagend hinzu, "Investment Abteilung." Ich versuchte Andrea einmal zu erklären was meine neue Stelle genau ausmachte, doch sie meinte bei all diesen verkomplizierten Worten kriege sie Kopfschmerzen. Sie konnte mit dem Begriff Strukturierte Produkte nichts anfangen und wenn ich ehrlich war, ich auch nicht. Doch es schien keine Rolle zu spielen, dass wir langsam den Bezug zur Realität verloren. Unsere Abteilung steigerte und steigerte und steigerte den Umsatz. Alle waren stolz. Alle waren beeindruckt. Selbst ich, spätestens als ich den Bonus sah. Leistungsbasiert sei der und da unsere Leistung herausrage, rage auch das Gehalt heraus. Logisch. Es wäre gelogen, jetzt zu behaupten, dass mir das Geld nicht gefallen hätte. Natürlich war es toll nun das Haus zu kaufen, an dem man vor ein paar Jahren noch mit verträumten Blick vorbei gegangen war und Dinge sagte wie: "hier müsste man wohnen." Wir zogen also wieder um. Natürlich hatte das seinen Preis. Ich hatte schnell gelernt, dass alles seinen Preis hatte und wenn der finanzielle in den Hintergrund rückt, kriegt man die wahren Preise im Leben erst wirklich zu spüren. So musste ich wochenlang meinen Brechreiz unterdrücken, um die, von Andrea im gleichen widerlichen Stil, nur noch etwas protziger, neu eingerichtete Wohnung nicht zu beschmutzen. Doch man gewöhnt sich an alles. An hässliche Möbel genau so schnell wie an das Geld. Nur die Arbeit, die wurde langsam gewöhnungsbedürftig. Überzeiten waren bei uns längst nicht mehr als solche definiert. Einsatz, das sei das wichtigste. Leidenschaft. Und die hatten sie alle um mich herum. Denen schien es egal zu sein, ihr Leben über ihre Arbeit zu definieren. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie hätten am liebsten im Büro gelebt. Ich konnte das nicht, ich hatte doch Andrea. So fragte ich eines Tages einen besonders auffallenden Kollegen, der nie energielos schien, wie er das denn bewerkstellige. Er zog lächelnd ein Tütchen mit weissem Pulver aus der Tasche. Seit diesem Tag hatte ich ein Mittelchen gegen die Tücken der Arbeit, gegen zu hohe Anforderungen, gegen Stress und Müdigkeit. Ich war nicht süchtig, zumindest nicht nach Koks. Arbeitete ich nicht, brauchte ich auch keine Drogen. Ich war süchtig nach Andrea und ihrer Zufriedenheit und konnte so nicht entfliehen.

Doch die Zeit mit ihr wurde immer weniger. Ich war kaum noch zu Hause, sie dafür immer mehr. Bald kündigte sie ihre Arbeit, wir brauchten es ja nicht mehr. Es war ganz praktisch, denn bald hatte ich keine Zeit mehr all das Geld auszugeben, das ich bekam. Ich vermied den Begriff "verdienen", denn irgendwo in den Tiefen meines Unterbewusstseins rebellierte eine kleine von der Moral besiedelte Insel, der klar war, dass die Bezahlung den Ausdruck gerecht längst gesprengt hatte. Da kam es quasi gelegen, dass Andrea mehr Zeit in die Aufgabe investieren konnte, unser schnell ansteigendes Vermögen abzubauen. Die Einsicht, dass ihr die langsame Vernichtung unserer gemeinsamen Zeit mehr oder weniger egal war, war vielleicht das Schlimmste gewesen. Natürlich argumentierte sie damit, dass sie meiner Karriere nicht im Weg stehen wollte, doch ich wünschte sie hätte getobt, geheult, gebrüllt und mich gezwungen mein Pensum zu reduzieren. Doch ihr wurde das Geld immer wichtiger. Die Veränderung war nicht mehr übersehbar. Plötzlich war meine VW Limousine und der kleine Fiat, den ich ihr zum Geburtstag geschenkt und sie so unglaublich niedlich gefunden hatte, nicht mehr genug. Es musste BMW sein. Oder Mercedes oder Audi und bald einmal Porsche. So verschwand der Kleinwagen in unserer Auffahrt und wurde durch einen SUV ersetzt, der meinen Wagen bei weitem überragte und den sie ab und zu in die Stadt ausführte. Natürlich brauchten die Einkäufe jetzt mehr Platz. Die gemeinsame Zeit wurde zusehends frustrierend, denn ich spürte keine Liebe mehr. Natürlich liebte ich sie noch, jedoch war der Strom, der mir einmal aus ihrer Richtung entgegen geflossen war, längst zum Rinnsal geworden. Nur wenn es um die Arbeit ging, wenn noch ein ertragsreicherer Monat kam, leuchteten ihre Augen und sie flüsterte mir zu, wie stolz sie doch auf mich wäre. Aber ich fragte mich immer seltener, wie ich sie nur verdient hätte, bis sich mir die Frage nur noch stellte, wenn sie schlief und dabei so unschuldig aussah wie eh und je.

Ich schnippe. "Das ist jetzt aber der Letzte", klingt es aus weiter Ferne zu mir heran. Ich schüttle den Kopf beim Versuch zu nicken. Die Realität ist nicht mehr steuerbar. Der Alkohol hat seinen Nebel ausgelegt und die Welt zum schwanken gebracht. Ich schwanke zurück und stürze mich in die

Erinnerungen. Ich weiss nicht mehr, wann der Punkt kam, an dem der Wind drehte, an dem Plus zu Minus, Gewinn zu Verlust wurde. Irgendwann ging es geschäftlich aber nur noch abwärts. Der Höhenflug endete in einer Bruchlandung. Die Blase platzte und wir standen da, wie ein Kind, das ungläubig in die Luft starrt und seine gerade vergangene Seifenblase sucht. Es war geradezu unmöglich zu akzeptieren, dass unsere Seifenblase letztlich auch nur ein fliegendes Loch gewesen war. All die Arbeit für dieses Ergebnis. All das Geld, mit dem wir selbstsicher und aus reiner Selbstverständlichkeit geworfen hatten, war nicht einfach nur verschwunden, sondern mit einer Kraft in die Grundsäulen des Kapitalismus gedonnert, dass das ausgelöste Beben die ganze Welt erschütterte. Nur das, was bereits den Weg in unsere Taschen gefunden hatte, blieb übrig. Ich hatte keine Ahnung wie ich diese Katastrophe verarbeiten sollte, hatte ich doch längst vergessen, wie sich scheitern anfühlte. Natürlich gab es Stimmen, die uns genau das prophezeit hatten, doch die in unseren Köpfen, hatte man längst unterbunden und uns eingetrichtert, dass wir das Richtige täten. Von unserer Genialität, dem überlegenen Geschäftssinn und diesem bewundernswerten Profitstreben, das uns aus der Branche attestiert wurde, blieb nichts übrig. Und dann standen sie vor mir, in ihren makellosen Anzügen und selbstgefälligen Fratzen, und sagten, so könne es nicht weitergehen. Das sei doch viel zu risikoreich gewesen, was wir uns dabei gedacht hätten, das grenze doch an Gier. Nur wie soll man eine solche Standpredigt auffassen, wenn es doch die gleichen Leute waren, die unsere Zahlen bejubelt, die schulterklopfend neue Konzepte gelobt und mir mein Gehalt bezahlt hatten. Sie sahen im Vergleich zu mir überhaupt nicht beunruhigt aus. Eher gelassen, ruhig, kalkulierend. Sie müssten handeln, das würden wir doch bestimmt verstehen. Der Druck der Öffentlichkeit liesse ihnen keine Wahl. Sie ständen am Rande des Abgrunds und meinten damit eigentlich nur, dass sie uns gerade hinunter gestossen hatten. Die Abfindung sei natürlich grosszügig, sie achteten auf ihre Mitarbeiter, auch wenn sie Fehler begangen haben. Viel Glück auf ihrem weiteren Lebensweg.

An diesem Tag kam ich zum ersten Mal seit Beginn meiner neuen Stelle früher als erwartet nach Hause. Als ich den VW neben Andreas Porsche sah, war ich überrascht. Nicht, dass da noch ein Fahrzeug stand, überraschte mich, aber ich erinnerte mich an ihre Vehemenz, als sie mich zu überreden versuchte, meinen alten VW zu verkaufen. Ich betrat das Haus und war gefasst auf den Anblick, der sich gleich vor mir auftun würde. Bestimmt war er jung, gut aussehend und ein armer Schlucker. Ein brotloser Künstler. Ich machte mir keine Mühe leise zu sein. Ich musste sie nicht auf frischer Tat ertappen, ich wusste längst, was vor sich ging. Die Geräusche kamen aus ihrem Zimmer. Als ich es betrat, zog er sich gerade die Hose an, bestrebt möglichst schnell zu verschwinden. Ich würdigte ihn keines Blickes, als er hastig, Entschuldigungen vor sich hin murmelnd, an mir vorbei stürmte. Meine Aufmerksamkeit gehörte ganz Andrea. Sie blieb stumm. Keine Ausreden. Kein "es ist nicht so wie es aussieht". Fast hätte man sich mehr Effort gewünscht. Ihr Blick war ängstlich. Ich trat

langsam an sie heran. Ihre Augen hatten diese undefinierbare Tiefe verloren und jegliche Röte war aus ihrem Gesicht gewichen. Ich blickte auf die dünnen Lippen, die hässliche Nase und ein abgründtiefer Hass durchdrang mich. Ich erkannte sie nicht mehr. Mit den paar Stunden Abstand wird mir klar, dass dies der Moment war, an dem jegliche Gedanken aussetzten, ich jegliches Gefühl verlor und alles wie von selbst ablief. Die Erinnerung ist zurückgekehrt. Meine Hand hatte nach einer dieser grotesk kitschigen Blumenvasen, die sie so süß fand, gegriffen und sie langsam über meinen Kopf gehoben. Ich verharrte einige Sekunden in der Pose und war genauso versteinert wie sie. Aus ihren Augen quoll pure Panik und es schien, als hätte ihr Gehirn die Bedeutung der Situation erkannt. Explosionsartig versuchte sie übers Bett zu entkommen, doch meine Hand hatte die Entscheidung getroffen zuzuschlagen. Die Vase zersprang an ihrem Kopf in tausend Stücke und Andrea fiel leblos in sich zusammen. Ihre Schönheit war zurückgekehrt. Nur das Blut, das ihr über die Stirn rann, störte den Anblick. Lange hatte ich sie angestarrt, als hätte ich vergessen wie man sich bewegt. Dann war ich losgelaufen, völlig gedanken- und orientierungslos und irgendwann in der Bar gelandet. Ich spüre weder Trauer noch Reue, nur eine allumfassende Leere.

Wie sich die Zeit doch nur verändert hatte. Als ich Andrea zum ersten Mal sah, dachte ich, dass ich ohne sie nichts werden, dass sie mein Sein vervollständigen würde. Dass der letzte Puzzle-Stein in meinem Leben ihren Namen trüge. Doch langsam dringt die Wahrheit durch meine Synapsen: Ich war nichts mehr ohne sie. Der Traum war zu hart an der Realität aufgeschlagen. Sie hielt die Zügel in der Hand. Sie sass auf dem Thron in meinem Land. Während es ihr nur noch um die Nullen ging, war ich längst zur Null geworden. Ich hätte um sie kämpfen sollen. In den Krieg ziehen gegen die neuen Kleider, die teuren Schuhe, das grosse Auto und kämpfen gegen Whirlpool, Putzfrau und Sitzheizung. Doch ich hatte nie gekämpft, nichts versucht. Eine drückende Übelkeit steigt in mir auf. Ich übergebe mich auf den Boden. Hände greifen meine Arme und tragen mich aus der Bar. Kalte Luft strömt in meine Lungen. Mein Kopf wird klarer und die Umgebung nimmt wieder Formen an. Ich torkle los. Seltsam, dass ich nicht das Gefühl von Befreiung in mir trage. Ich habe sie doch gesprengt, die Fesseln, die mich beherrscht haben. Und doch keimt da keine Hoffnung, spüre ich keinen neuen Lebensmut. Nur ein kleines Fünkchen Gefühl quält sich durch meinen Magen und mir wird klar, dass es Schmerz ist. Ich habe mir das genommen, was nicht mehr mir gehörte und doch alles an mir ausmachte.